

Romantik

XIII. Übergang zum Realismus

Der literarische Realismus des 19. Jahrhunderts ist nicht als Kontrapunkt zur Romantik zu verstehen, sondern stellt sich vielmehr als deren Weiterführung ›unter erschwerten Bedingungen‹ dar. Während die romantische Dichtung ihre Poetizität durch Motive des ›Wunderbaren‹ (→ Märchen) und konsequente Ironisierung (nichts gilt unmittelbar so, wie es dasteht) augenfällig macht, verzichtet der Realismus auf übernatürliche Elemente und grenzt seine Fiktionen auf diskretere Weise gegen die normale Lebenswelt ab. Angestrebt wird daher eine Poetisierung der Gegenwart bzw. des Vertrauten: Durch die Arbeit mit Symbolen (vgl. z. B. den Anfang von Theodor Fontanes *Effi Briest*) soll »das Uninteressante interessant«¹ gemacht werden, d. h. wiederum eine ›Potenzierung‹ des Gewöhnlichen (vgl. Novalis). Zur strikten Realitätskompatibilität der kausal motivierten Handlung gehört – in Analogie zur romantischen Ironie – auch die ›Verklärung‹ durch ›Humor‹: entweder in der Ästhetisierung des Grausamen (vgl. die Beschönigung des Ertrinkens am Ende von Gottfried Kellers *Romeo und Julia auf dem Dorfe*) oder im nur noch wehmütigen, aber nicht mehr schmerzhaften Rückblick auf verlorenes Glück (vgl. Theodor Storms *Immensee*).

E.T.A. Hoffmann: *Des Vetters Eckfenster* (1822)

Schauplatz der Novelle ist eine Dachwohnung am Berliner Gendarmenmarkt, in der der bettlägerige Vetter des Ich-Erzählers lebt. Im Wesentlichen lebt die Erzählung von einem Gespräch über das Dichten: Der Erzähler lernt von seinem todkranken Vetter das poetische ›Schauen‹, indem man durch das Fenster das Geschehen auf dem Markt beobachtet und sich dazu passende Geschichten ausdenkt. Diese Erzählung über das Erzählen ist selbstreflexiv und insofern als ›transzendentalpoetisch‹ im Sinne Friedrich Schlegels anzusehen, während das Material vollkommen realistisch/trivial bleibt. Der autobiographische Schluss, mit dem E.T.A. Hoffmann auf seinen nahen Tod vorausdeutet, läßt die Geschichte in einer Moll-Stimmung enden.

Ludwig Tieck: *Des Lebens Überfluss* (1839)

In der Novelle geht es um das in Armut lebende Paar Klara und Heinrich, die sich in einem harten Winter von Hunger und Isolation ablenken, indem sie die reale Not durch humoristische Verweise auf analoge Situationen in der Literatur (namentlich in Jean Pauls *Siebenkäs*) abmildern. Um sich gegen die Kälte zu schützen verheizt Heinrich heimlich die Holzterasse zur Mietwohnung des Lie-

1

Carl-Spitzweg-Zitat, Nachweis suchen!

Romantik

bespaars. Als der Vermieter dies entdeckt, kommt es zu einem Tumult, der durch ganz und gar unwahrscheinliche Zufälle friedlich beigelegt werden kann, so dass alles im Glück endet.

Als ›noch romantisch‹ kann hier die geradezu wunderbare Errettung gelten, die sich dem Auffinden der versetzten Ausgabe von Geoffrey Chaucers *Canterbury Tales* verdankt; bereits ›realistisch‹ ist insbesondere die Symbolik der allmählich verheizten Treppe, in der sich die zunehmende Isolation des Paares zum Ausdruck bringt.

Zitate

Joseph von Eichendorff: *Aus dem Leben eines Taugenichts* (1826)

»Denn von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viele wunderbare Geschichten gehört, und wenn ich dann an Sonntagsnachmittagen vor der Mühle im Grase lag und alles ringsum so still war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meer und goldenen Toren und hohen glänzenden Türmen, von denen Engel in goldnen Gewändern sangen. – Die Nacht war schon wieder lange hereingebrochen, und der Mond schien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat und auf einmal die Stadt in der Ferne vor mir sah. – Das Meer leuchtete von weitem, der Himmel blitzte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelstreif erkennen konnte, wie ein eingeschlafener Löwe auf der stillen Erde, und Berge standen daneben wie dunkle Riesen, die ihn bewachten.«²

Novalis: Brief an den Bruder Karl, März 1800

»Ja keine Nachahmung der Natur. Die Poesie ist durchaus das Gegenteil.«³

Fragmente:

»Romantisieren ist nichts, als eine qualitative Potenzierung. [...] Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe so romantisiere ich es [...].«⁴

»Poesie = Gemütererregungskunst.«⁵

Carl Spitzweg an den Bruder Eduard, 15. 7. 1836

Jede Linie mit Verstand, alles durchdacht, das Uninteressante interessant.⁶

Theodor Fontane: *Effi Briest* (1896)

2

Joseph von Eichendorff: *Aus dem Leben eines Taugenichts*. In: Joseph von Eichendorff: Werke. Bd. II: Romane / Erzählungen. München 1970, S. 565-647, hier S. 613.

³ Novalis: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Herausgegeben von Paul Kluckhohn (†) und Richard Samuel. Zweite, nach den Handschriften ergänzte, erweiterte und verbesserte Auflage in vier Bänden und einem Begleitband. Vierter Band: Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse. Herausgegeben von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Mit einem Anhang Bibliographische Notizen und Bücherlisten bearbeitet von Dirk Schröder. Stuttgart 1975, S. 327.

⁴ Novalis: Vorarbeiten zu verschiedenen Fragmentsammlungen. 1798. In: Novalis. Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs. Herausgegeben von Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel. München - Wien 1978, S. 311-424, hier S. 334.

⁵ Novalis: Aus den Fragmenten und Studien. 1799/1800. In: Novalis. Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs. Herausgegeben von Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel. München - Wien 1978, S. 751-848.

⁶ Carl Spitzweg an den Bruder Eduard; Berchtesgaden, 15. July 1836. In: Der unbekannt Spitzweg Eine Bild aus der Welt des Biedermeier. Dokumente. Briefe. Aufzeichnungen. Mitgeteilt von Wilhelm Spitzweg. München 1958, S. 73-74, hier S. 74.

Romantik

»In Front des schon seit Kurfürst Georg Wilhelm von der Familie von Briest bewohnten Herrenhauses zu Hohen-Cremmen fiel heller Sonnenschein auf die mittagsstille Dorfstraße [...]. Einige zwanzig Schritte weiter [...] lief eine ganz in kleinblättrigem Efeu stehende, nur an einer Stelle von einer kleinen weißgestrichenen Eisentür unterbrochene Kirchhofsmauer [...]. Fronthaus, Seitenflügel und Kirchhofsmauer bildeten ein einen kleinen Ziergarten umschließendes Hufeisen, an dessen offener Seite man eines Teiches mit Wassersteg und angekettetem Boot und dicht daneben einer Schaukel gewahr wurde, deren horizontal gelegtes Brett zu Häupten und Füßen an je zwei Stricken hing – die Pfosten der Balkenlage schon etwas schief stehend.«⁷

»Auf dem Rondell hatte sich eine kleine Veränderung vollzogen, die Sonnenuhr war fort, und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, lag seit gestern eine weiße Marmorplatte, darauf stand nichts als ›Effi Briest‹ und darunter ein Kreuz. Das war Effis letzte Bitte gewesen: ›Ich möchte auf meinem Stein meinen alten Namen wiederhaben; ich habe dem andern keine Ehre gemacht.‹ Und es war ihr versprochen worden. Ja, gestern war die Marmorplatte gekommen und aufgelegt worden, und angesichts der Stelle saßen nun wieder Briest und Frau und sahen darauf hin und auf den Heliotrop, den man geschont und der den Stein jetzt einrahmte. Rollo lag daneben, den Kopf in die Pfoten gesteckt. [...]

Rollo [...] schüttelte den Kopf langsam hin und her, und Briest sagte ruhig: ›Ach, Luise, laß ... das ist ein zu weites Feld.‹«⁸

E.T.A. Hoffmann: *Des Veters Eckfenster* (1822)

»Meinen armen Vetter trifft gleiches Schicksal mit dem bekannten Scarron. So wie dieser hat mein Vetter durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch seiner Füße gänzlich verloren, und es tut not, daß er sich, mit Hilfe standhafter Krücken und des nervichten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Kissen bepackten Lehnstuhl, und aus dem Lehnstuhl in das Bette schrotet.«⁹

»Das Zimmer war reingemacht und an dem Bettschirm ein Bogen Papier befestigt, auf dem mit großen Buchstaben die Worte standen:

»Et si male nunc, non olim sic erit.«

Alles deutete auf wiedergekehrte Hoffnung, auf neuerweckte Lebenskraft. – »Ei«, rief mir der Vetter entgegen, als ich in das Kabinett trat, »ei, kommst du endlich, Vetter; weißt du wohl, daß ich rechte Sehnsucht nach dir empfunden? [...].«¹⁰

»Du glaubst«, fuhr der Vetter fort, ohne auf meine Bewegung zu achten, »du glaubst mich gewiß in voller Besserung oder gar von meinem Übel hergestellt. Dem ist beileibe nicht so. Meine Beine sind durchaus ungetreue Vasallen [...]. Das heißt, ich kann mich nicht aus der Stelle rühren und karre mich in diesem Räderstuhl hin und her auf anmutige Weise [...]. Aber dies Fenster ist mein Trost, hier ist mir das bunte Leben aufs neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben. Komm, Vetter, schau hinaus!«¹¹

»[...] Der Anblick war in der Tat seltsam und überraschend. Der ganze Markt schien eine einzige, dicht zusammengedrückte Volksmasse, so daß man glauben mußte, ein dazwischengeworfener Ap-

⁷ Theodor Fontane: Effi Briest. Roman. Nachwort von Kurt Wölfel. Durchgesehene Ausgabe: Stuttgart 2002 (rub 6961), S. 5.

⁸ Theodor Fontane: Effi Briest. Roman. Nachwort von Kurt Wölfel. Durchgesehene Ausgabe: Stuttgart 2002 (rub 6961), S. 333.

⁹ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster. In: E.T.A. Hoffmann: Sämtliche Werke. Bd. VI: Späte Prosa / Briefe / Tagebücher und Aufzeichnungen / juristische Schriften / Werke 1814-1822. Hg. Hartmut Steinecke / Wulf Segebrecht. Frankfurt am Main 2004, S. 468-497, hier S. 468.

¹⁰ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 470.

¹¹ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 470f.

Romantik

fel könne niemals zur Erde gelangen. Die verschiedensten Farben glänzten im Sonnenschein, und zwar in ganz kleinen Flecken, auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir gestehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend sei, ja wohl gar aufgereizten Personen einen kleinen Schwindel verursachen könne, der dem nicht unangenehmen Delirieren des nahenden Traums gliche; darin suchte ich das Vergnügen, das das Eckfenster dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieses ganz unverhohlen.

Der Vetter schlug aber die Hände über den Kopf zusammen [...].¹²

»Der Vetter. Vetter, Vetter! nun sehe ich wohl, daß auch nicht das kleinste Fünkchen von Schriftstellertalent in dir glüht. Das erste Erfordernis fehlt dir dazu, um jemals in die Fußstapfen deines würdigen lahmen Veters zu treten; nämlich ein Auge, welches wirklich schaut. Jener Markt bietet dir nichts dar als den Anblick eines scheckichten, sinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloser Tätigkeit bewegten Volks. Hoho, mein Freund, mir entwickelt sich daraus die mannigfachste Szenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geist, ein wackerer Callot oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umrisse oft keck genug sind.«¹³

»Der Vetter. [...] Auf, Vetter! ich will sehen, ob ich dir nicht wenigstens die Primitiven der Kunst zu schauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor dich herab in die Straße; hier hast du mein Glas, bemerkst du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person mit dem großen Marktkorb am Arm, die, mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräch begriffen, ganz geschwinde andere Domestika abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe sie gefaßt. Sie hat ein grell zitronenfarbiges Tuch nach französischer Art turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht sowie ihr ganzes Wesen zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Restantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier ins trocken gebracht.

Der Vetter. Nicht übel geraten. [...] Versuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst [...].

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Masse durchschneidet. Jetzt ist sie schon der Kirche nah – jetzt feilscht sie um etwas bei den Buden – jetzt ist sie fort – o weh! ich habe sie verloren – nein, dort am Ende duckt sie wieder auf – dort bei dem Geflügel – sie ergreift eine getupfte Gans – sie betastet sie mit kennerischen Fingern. –

Der Vetter. Gut, Vetter, das Fixieren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen.«¹⁴

»Der Vetter. Diese beiden Weiber sitzen beständig zusammen, und unerachtet die Verschiedenheit ihres Handels keine Kollision und also keinen eigentlichen Brotneid zuläßt, so haben sie sich doch bis heute stets mit feindseligen Blicken angeschielt und sich, darf ich meiner geübten Physiognomik trauen, diverse höhnische Redensarten zugeworfen. Oh, sieh, sieh, Vetter, immer mehr werden sie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin teilt der Strumpfhändlerin ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, hübsch wie der Tag, deren ganzem Äußern, deren ganzem Betragen man Sitte und verschämte Dürftigkeit ansah, angelockt von der Vexierware, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet [...]. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kasse entwickelte, reichte die Barschaft nicht hin zu solcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, helle Tränen in den Augen, entfernte sich das Mädchen, so schnell sie konnte, während die Alte, höhnisch auflachend, das Tuch zusammenfaltete und in den Korb zurückwarf [...]. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine und weiß die traurige Geschichte einer verarmten Familie

¹² E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 471.

¹³ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 471.

¹⁴ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 471f.

Romantik

aufzutischen [...]. Mit der Tasse Kaffee wurde gewiß eine derbe, faustdicke Verleumdung belohnt.
—«¹⁵

»*Ich*. Von allem, was du da herauskombinierst, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr sein, aber indem ich die Weiber anschau, ist mir, Dank sei es deiner lebendigen Darstellung, alles so plausibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.«¹⁶

»*Der Vetter*. Bravo, bravo, Vetter! dein Blick schärft sich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebster, trotz der modesten Kleidung hätten dir – die Leichtfüßigkeit des ganzen Wesens abgerechnet – schon die weißseidenen Schuhe auf dem Markt verraten müssen, daß die kleine Mamsell dem Ballett oder überhaupt dem Theater angehört. Was sie sonst noch will, dürfte sich vielleicht bald entwickeln – ha, getroffen! Schau doch, lieber Vetter, ein wenig rechts die Straße hinauf und sage mir, wen du auf dem Bürgersteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einsam ist, erblickst?«¹⁷

»*Der Vetter*. Genug habe ich mir schon über diese exotische Figur den Kopf zerbrochen. – Was denkst du, Vetter, zu meiner Hypothese? Dieser Mensch ist ein alter Zeichenmeister, der in mittelmäßigen Schulanstalten sein Wesen getrieben hat und vielleicht noch treibt. Durch allerlei industrielle Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er ist geizig, mißtrauisch, Zyniker bis zum Ekelhaften, Hagestolz – nur einem Gott opfert er – dem Bauche; [...].

Ich. Weg von dem widrigen Menschen.

Der Vetter. Warum widrig? Es muß auch solche Käuze geben, sagt ein welterfahrener Mann, und er hat recht, denn die Varietät kann nie bunt genug sein. Doch mißfällt dir der Mann so sehr, lieber Vetter, so kann ich dir darüber, was er ist, tut und treibt, noch eine andere Hypothese aufstellen. Vier Franzosen, und zwar sämtlich Pariser, ein Sprachmeister, ein Fechtmeister, ein Tanzmeister und ein Pastetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleichzeitig nach Berlin [...].«¹⁸

»Dieser Markt«, sprach der Vetter, »ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Tätigkeit, das Bedürfnis des Augenblicks trieb die Menschenmasse zusammen; in wenigen Augenblicken ist alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinanderströmten, sind verklungen, und jede verlassenere Stelle spricht das schauerliche: ›Es war!‹ nur zu lebhaft aus.« [...]

Der Invalide rollte ihn ins Zimmer. Die aufgetragenen Speisen bestanden in einem mäßigen, mit Fleischbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrecht gestellten, weichgesottenen Ei und einer halben Mundsemmel.

»Ein einziger Bissen mehr«, sprach der Vetter leise und wehmütig, indem er meine Hand drückte, »das kleinste Stückchen des verdaulichsten Fleisches verursacht mir die entsetzlichsten Schmerzen und raubt mir allen Lebensmut [...].«

Ich wies nach dem am Bettschirm befestigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Brust warf und ihn heftig an mich drückte.

»Ja, Vetter!« rief er mit einer Stimme, die mein Innerstes durchdrang und es mit herzzerschneidender Wehmut erfüllte, »ja Vetter:

Et si male nunc, non olim sic erit!«

Armer Vetter!«¹⁹

¹⁵ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 474.

¹⁶ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 475.

¹⁷ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 478.

¹⁸ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 484f.

¹⁹ E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster, S. 497.

Romantik

Ludwig Tieck: *Die verkehrte Welt* (1799)

»Je nun, eine gute Verwirrung ist mehr wert als eine schlechte Ordnung.«²⁰

Des Lebens Überfluss (1839)

»In einem der härtesten Winter war gegen Ende des Februar ein sonderbarer Tumult gewesen, über dessen Entstehung, Fortgang und Beruhigung die seltsamsten und widersprechendsten Gerüchte in der Residenz umliefen. Es ist natürlich, dass, wenn alle Menschen sprechen und erzählen wollen, ohne den Gegenstand ihrer Darstellung zu kennen, auch das Gewöhnliche die Farbe der Fabel annimmt.«²¹

»So viel war ausgemacht, in einem kleinen Hause hatte es Tumult gegeben, die Polizei war herbeigerufen worden, das Volk hatte gelärmt, angesehene Männer wurden bemerkt, die sich darein mischten, und nach einiger Zeit war alles wieder ruhig, ohne dass man den Zusammenhang begriff. Im Hause selbst war eine gewisse Zerstörung nicht zu verkennen. Jeder legte sich die Sache aus, wie Laune oder Phantasie sie ihm erklären mochten. Die Zimmerleute und Tischler besserten nachher den Schaden aus.

Ein Mann hatte in diesem Hause gewohnt, den niemand in der Nachbarschaft kannte. War er ein Gelehrter? ein Politiker? ein Einheimischer? ein Fremder? Darüber wusste keiner, selbst der Klügste nicht, einen genügenden Bescheid zu geben.

Soviel ist gewiss, dieser unbekannt Mann lebte sehr still und eingezogen, man sah ihn auf keinem Spaziergange, an keinem öffentlichen Orte. Er war noch nicht alt, wohlgebildet, und seine junge Frau, die sich mit ihm dieser Einsamkeit ergeben hatte, durfte man eine Schönheit nennen.«²²

»Wir entbehren fast alles«, sagte sie, »nur uns selbst nicht, und ich wusste ja, als ich den Bund mit dir schloss, dass du nicht reich warst; dir war es nicht unbekannt, dass ich aus meinem väterlichen Hause nichts mit mir nehmen konnte. So ist die Armut mit unsrer Liebe eins geworden, und dieses Stübchen, unser Gespräch, unser Anblicken und Schauen in des Geliebten Auge ist unser Leben.«

»Richtig!« rief Heinrich aus und sprang auf in seiner Freude, um die Schöne lebhaft zu umarmen; »wie gestört, ewig getrennt, einsam und zerstreut wären wir nun in jenem Schwarm der vornehmen Zirkel, wenn alles in seiner Ordnung vor sich gegangen wäre. Welch Blicken, Sprechen, Handgeben, Denken dort! Man könnte sich Tiere oder selbst Marionetten so abrichten und eindreheln, dass sie eben die Komplimente machten und solche Redensarten von sich gäben. So sind wir, mein Schatz, wie Adam und Eva hier in unserm Paradiese, und kein Engel kommt auf den ganz überflüssigen Einfall, uns daraus zu vertreiben.«

»Nur«, sagte sie etwas kleinlaut, »fängt das Holz an, ganz einzugehen, und dieser Winter ist der härteste, den ich bis jetzt noch erlebt habe.«²³

»Er nahm das Tagebuch wieder vor und schlug ein Blatt zurück. Er las laut: »Heut' verkaufte ich dem geizigen Buchhändler mein seltenes Exemplar des Chaucer, jene alte kostbare Ausgabe von Caxton. Mein Freund, der liebe, edle Andreas Vandelmeer, hatte sie mir zu meinem Geburtstage, den wir in der Jugend auf der Universität feierten, geschenkt. Er hatte sie eigens aus London verschrieben, sehr teuer bezahlt und sie dann nach seinem eigensinnigen Geschmack herrlich und reich mit vielen gotischen Verzierungen einbinden lassen. [...]«²⁴

²⁰ Tieck, Ludwig: *Die verkehrte Welt*. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Herausgegeben von Walter Münz. Stuttgart 1996 (rub 2064), S. 144.

²¹ Ludwig Tieck: *Des Lebens Überfluss*. In: Ludwig Tieck: *Werke in vier Bänden*. Bd. III: *Novellen*. Hg. Marianne Thalmann. München 1965, S. 893-943, hier S. 895.

²² Ludwig Tieck: *Des Lebens Überfluss*, S. 895f.

²³ Ludwig Tieck: *Des Lebens Überfluss*, S. 896.

²⁴ Ludwig Tieck: *Des Lebens Überfluss*, S. 902f.

Romantik

»Da es nicht mehr zu verschweigen war, öffnete er selber die Tür; sie traten auf den Vorplatz und, indem sie weitergingen und der Gatte die Frau noch immer umfasst hielt, sah diese, dass keine Treppe mehr da war, die hinabführen sollte. Sie schlug verwundert in die Hände, bog sich hinüber und schaute hinab; dann kehrte sie um, und als sie wieder in der verschlossenen Stube waren, setzte sie sich nieder, um den Mann genau zu betrachten. Dieser hielt ihrem forschenden Auge ein so komisches Gesicht entgegen, dass sie in ein lautes Gelächter ausbrach. Hierauf ging sie nach dem Ofen, nahm eins der Hölzer in die Hände, betrachtete es genau von allen Seiten und sagte dann: »Ja, nun begreife ich freilich, warum die Heizstücke so ganz andre Statur hatten als die vorigen. Also die Treppe haben wir nun auch verbrannt!«²⁵

»Der König, der König!« hörte man jetzt von der Straße her das laute Geschrei. Alles sprang zurück und durcheinander; denn eine glänzende Equipage suchte sich in der engen Gasse Bahn zu machen. Livreebedienten in betressten Kleidern standen hinten auf, ein glänzender, geschickter Kutscher lenkte die Rosse, und aus dem Wagen stieg ein prächtig gekleideter Herr mit Orden und Stern.

»Wohnt hier nicht ein Herr Brand?« fragte der vornehme Mann; »und was hat dieser Auflauf zu bedeuten?«²⁶

»Sie wollen da drin, Ew. Durchlaucht«, sagte ein kleiner Krämer, »eine neue Revolution anfangen, und die Polizei ist dahinter-gekommen; es wird auch gleich ein Regiment von der Garde einrücken, weil sich die Rebellen nicht ergeben wollen.«

»Es ist halt eine Sekte, Exzellenz«, rief ein Obsthöcker, »sie wollen als gottlos und überflüssig alle Treppe abschaffen.«

»Nein, nein!« schrie eine Frau dazwischen, »er soll vom heiligen Sänkt Simon abstammen, der Empörer; alles Holz, sagt er, und alles Eigentum soll gemeinschaftlich sein, und die Feuerleiter haben sie schon geholt, um ihn gefangenzunehmen.«²⁷

»Alles war Freude. Den beiden Eheleuten war die Aussicht, wieder anständig und in behaglicher Wohlhabenheit zu leben, wie dem Kinde die Weihnachtsbescherung. Gern ließen sie die notgedrungene Philosophie der Armut fahren, deren Trost und Bitterkeit sie bis auf den letzten Tropfen ausgekostet hatten.

Vandelmeer führte sie in der Kutsche erst nach seiner Wohnung, wo man sogleich für anständige Kleider sorgte, um sich in diesen dem versöhnten Vater vorzustellen. Dass die alte getreue Christine nicht vergessen wurde, bedarf wohl keiner Erinnerung. Sie war in ihrer Art ebenso glücklich wie ihre Herrschaft.

Nun sah man in der kleinen Gasse Maurer, Zimmerleute und Tischler tätig. Lachend führte der alte Emmerich die Aufsicht über diese Wiederherstellung und den Bau seiner neuen Treppe, die, ungeachtet der Anmahnungen Heinrichs, doch wieder eine hölzerne war. Sein Verlust war ihm so reichlich und großmütig vergütet worden, dass der alte Geldsammler sich oft fröhlich die Hände rieb und gern wieder einen abenteuerlichen Mietsmann ähnlicher Gesinnung in seine Wohnung genommen hätte. — — —«²⁸

»Claras Vater war gestorben, sie war mit ihrem Gatten von den fernen Gütern hereingekommen, um den Verscheidenden noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Arm in Arm standen sie jetzt am kleinen Fenster, sahen wieder nach dem roten und braunen Dache hinüber und beobachteten wieder jene traurigen Feuermauern, in denen der Sonnenschein wie damals spielte. Diese Sze-

²⁵ Ludwig Tieck: Des Lebens Überfluss, S. 929.

²⁶ Ludwig Tieck: Des Lebens Überfluss, S. 940.

²⁷ Ludwig Tieck: Des Lebens Überfluss, S. 940.

²⁸ Ludwig Tieck: Des Lebens Überfluss, S. 942f.

Romantik

ne ihres vormaligen Elends und zugleich unendlichen Glücks rührte sie innigst. – Der Buchbinder war eben beschäftigt, die zweite Auflage jenes Werkes, was dem Verarmten gewissenlos war geraubt worden, für eine Lesebibliothek einzubinden. »Das ist ein sehr beliebtes Buch«, äußerte er bei seiner Arbeit, »und wird noch mehr Editionen erleben.«

»Unser Freund Vandelmeer erwartet uns«, sagte Heinrich, und bestieg, nachdem er den Handwerker beschenkt hatte, mit der Gattin den Wagen. Beide sann nach über den Inhalt des menschlichen Lebens, dessen Bedürfnis, Überfluss und Geheimnis.«²⁹

»Diese Einsamkeit war den Liebenden aber doch erwünscht; denn so konnten sie am Fenster stehen, sich umarmend und küssend, ohne Furcht, daß irgend ein neugieriger Nachbar sie beobachten möchte. So phantasierten sie denn oft, daß jene trübseligen Feuermauern Felsen seien, einer wunderbaren Klippengegend der Schweiz, und nun betrachteten sie schwärmend die Wirkungen der Abendsonne, deren roter Schimmer an den Rissen zitterte, welche sich in dem Kalk oder rohen Stein gebildet hatten. Mit Sehnsucht konnten sie an solche Abende zurückdenken und sich dann aller der Gespräche erinnern, die sie geführt, der Gefühle, die sie gehabt, aller Scherze, die sie gewechselt hatten.«³⁰

²⁹ Ludwig Tieck: Des Lebens Überfluss, S. 943.

³⁰ Ludwig Tieck: Des Lebens Überfluss, S. 917.